

Zwischen den Tagen (Teil 3 von 6)

Die Tage vergingen wie Tage hinter den Scheibenwischern eines Autos. Man sitzt da drin, und es verschwinden die Grenzen von Zeit und Raum. Stunden wischten an mir vorüber, dann wieder dehnten sich die Minuten. Ich hörte den Sekunden zu. Sie fielen wie dicke Regentropfen, die über, hinter und vor mir zerplatzten. Manchmal schlich ich, wenn mich keiner bemerkte, zur Wohnungstür gegenüber und horchte daran. Einmal hörte ich ein Geräusch. Es konnte knackendes Holz gewesen sein, ein Geräusch, das ein bewohntes Haus eben macht, ein Mietshaus obendrein, vierstöckig und voll von Mietern, die Verwandte und Familienmitglieder bei sich hatten oder ausgeflogen waren, Wohnungen, in denen der Heilige Abend noch nachhing. Es versetzte mich unmittelbar in Aufregung, als ich dieses Geräusch vernahm. Ist sie vielleicht doch früher zurück? Einmal erwischte mich mein Vater, als ich an der Türe lehnte. Ich presste ein Ohr an das lackierte Holz, an dem die Acrylgerüche nur noch schwach zu riechen waren, Lösungsmittel der Nachkriegsgeneration, die heute längst verboten sind.

„Was machst du da?“ fragte er.

„Ich, äh ...“ Ich fühlte mich, als hätte er mich beim Klauen erwischt, als würde ich die *Praline* lesen, eine der Illustrierten, auf die wir damals einen scheuen Seitenblick beim Zeitschriftenhändler warfen.

„Da ist eine Katze drin“, sagte ich. „Die haben ihre Katze da drin vergessen.“

Mein Vater runzelte die Stirn. „Hast du sie miauen gehört?“

„Nein“, sagte ich, „aber springen.“

Mein Vater presste sein Ohr gegen die fremde Wohnungstür.

„Ich höre nichts“, sagte er.

Meine Mutter erschien im Türrahmen. Sie trat in den Hausflur und fragte: „Was macht ihr da? Die Nachspeise wird warm. Kommt rein!“

Ich hatte mir schon ausgemalt, wie mein Vater die Feuerwehr rufen und in die fremde Wohnung eingebrochen werden würde, allein wegen meiner Ausrede. Doch nichts geschah. Die Tür blieb ein Mysterium wie die Tage hinter den Scheibenwischern.

Nachts – es muss der zweite oder dritte Tag nach Weihnachten gewesen sein – wachte ich einmal auf, weil ich Geräusche aus dem Esszimmer hörte. Dort stand eine Couch; auf der schliefen mein Bruder und Petra, seine Freundin. Sie lebten längst zusammen in einer Wohngemeinschaft in Hamburg, doch zwischen den Feiertagen kamen sie und übernachteten dann bei uns.

Ich stieg aus dem Bett und verließ mein Zimmer. Aus dem Schlüsselloch im Esszimmer drang ein kleiner Lichtstrahl. Noch vor einem Jahr wäre ich zu meinen Eltern oder zurück ins Bett gerannt.

In dieser Nacht beugte ich mich zum Schlüsselloch. Ich sah etwas, das ich sonst nur auf den Titelseiten der Zeitschriften sehen konnte. Ich griff mir in die Schlafanzughose.

Wieder im Bett konnte ich lange nicht schlafen. Doch ob es wirklich so lange war, lässt sich im Nachhinein nicht mehr sagen, denn die Zeit ist subjektiv und persönlich, wie alles subjektiv und persönlich ist. Doch es ist deshalb nicht weniger wahr.

Hätten wir damals Handys gehabt, hätte ich vermutlich alle zehn Minuten darauf geschaut. So konnte ich nur warten, abwarten, die Stunden zählen. Mails gab es nicht, die wenigsten Haushalte

hatten ein Faxgerät, und weshalb hätte sie mir ein Fax schicken sollen? Wozu? Doch auch einen Anruf erwartete ich nicht von ihr. Trotzdem zuckte ich zusammen, wann immer das Telefon klingelte oder es an der Türe schellte. Meist waren es Verwandte, die uns frohe Festtage wünschten und bei denen ich mich bedankte für die Geschenke und das in Briefkuverts und in Weihnachtskarten versteckte Geld.

Stephen King half mir in diesen Tagen. Ich lag auf dem Bett und las. Ich weiß noch, wie er mich hineinzog in die Geschichte, wie er mich einwickelte und einspann in sein Universum, wie ich wegrutschte in eine andere Welt und Zeit. Ich weiß sogar noch, wie die Bettwäsche gerochen hat und wie ich mich nur erhob, wenn es Essen gab, Weihnachtsgans am ersten Feiertag, Braten am zweiten, den wir in einem Gasthaus aßen, zu dem wir hinspazierten und wie ich mich weigerte, aber dennoch mitmusste. Die Tage danach ernährten wir uns von Resten, die von den Festtagen übrig waren, der Kühlschrank war voll davon, meine Eltern klagten über ihre aufgeblähten Mägen, und meine Mutter betonte, dass jetzt Schmalhans Küchenmeister sei, man müsse „sich halten“, eine Redewendung in Franken, die so viel bedeutet wie „sich zusammenreißen“, Buße tun, weniger Kalorienreiches zu sich nehmen, jetzt, nach so vielen fetten Speisen.

**Das war der dritte Teil der Erzählung „Zwischen den Tagen“.
Morgen folgt Teil 4!**